



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Bl., R.: Die Navajos und der Tanz-Gott.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Vielleicht. Vielleicht aber auch nicht. Es wäre nämlich denkbar, daß ich nur die Absicht gehabt hätte, einmal zu zeigen, wie leicht zufrieden gestellt gewisse Gelehrte auf diesen Gebieten sind\*), wie sie mit Siebenmeilenstiefeln denken, und wie rasch vor ihrer Phantasie aus einer entfernten Möglichkeit eine feststehende Thatsache wird.

Der Leser möge errathen, was dem Verfasser Zweck, ob er ein Schalk oder — eben auch nur ein Schnelldenker war. W. Busch.

## Die Navajos und der Tanz-Gott.

Der „Temple Bar“ entnehmen wir folgende interessante Anekdote, deren Wahrheit von dem Erzähler Charles G. Leland so bestimmt verbürgt wird daß wir ihm getrost die Verantwortlichkeit dafür überlassen können.

Wenige Jahre vor dem großen Bürgerkrieg der Vereinigten Staaten war ein Krieg zwischen diesen und den Marajo's oder Messer-Indianern, zu denen auch die Navajo's gehören, fast unvermeidlich. Während die betrügerischen Agenten der Regierung Alles aufboten, den Krieg heraufzubeschwören, da derselbe ihnen die gewünschte Gelegenheit bringen sollte, möglichst viel im Trüben zu fischen, bestrebte sich der Anführer der Truppen, der alte brave General Sharpeye, seinem Volk und Land das Glend eines Indianerkrieges zu ersparen. Es gelang ihm dieses auch, nachdem die Feindseligkeiten schon begonnen hatten, und das hauptsächlichste Friedensmotiv für die Indianer bildete das nachstehende Ereigniß.

Eines Tages fing eine Streifpatrouille einen jungen Navajoskrieger ein. Derselbe hatte der Patrouille zuerst eine aufregende Jagd, dann einen hartnäckigen Kampf geboten, sie konnte den Muth des jungen Wilden nicht genug loben. Als der General sich den Gefangenen vorführen ließ, gewährte er sofort, daß der junge Indianer noch nie mit Weißen verkehrt hatte, daß er also dem wildesten Stamme der Feinde angehört, und daß derselbe erwartete, sogleich gemartert und geröstet zu werden, um seinen Vorfahren auf würdige Weise in die glücklichen Jagdgründe zu folgen. In diesen Erwartungen wurde der Gefangene getäuscht; denn der General befahl, ihn einzusperren, streng zu bewachen, aber sonst mit der größten Freundlichkeit zu behandeln. Die specielle Ausführung dieses Befehls wurde dem Lieut. Brown übertragen, welcher ganz besonders die Fähigkeit besaß, sich in das Herz eines

\*) Leider auch auf andern, z. B. auf dem der Assyriologie, wo auch in Deutschland Leute sich auf Kathedern mit angeblich sicheren geschichtlichen Wahrheiten bewundern lassen, die näher besehen nichts als spottschlecht begründete Hypothesen sind.

Indianers einzuschmeicheln. Der Corporal der Patrouille, ein Sachverständiger in Indianerangelegenheiten, kritisierte seinen Vorgesetzten also: „Was Lieut. Brown über Injuns (Indianer) nicht weiß, ist überhaupt nicht werth gekannt zu sein, giebt es dagegen irgend Etwas, was sein General nicht weiß, so kostet es demselben höchstens zwei Sekunden, sich wieder daran zu erinnern. Bei dieser Gelegenheit beehrte der Corporal den Gefangenen, als er ihn in das Wachlokal oder den „Dhsempferch“ einbrachte mit der herzlichen Ermunterung: „Geh hinein, Citrone, geh hinein! Wenn der General die eine Hälfte einer Quetsche und Lieut. Brown die andere Hälfte derselben ist, so hat eine Frucht wie Du bist nicht viel Aussicht.“ — Von dieser Stunde an wurde der Navajokrieger im Fort nicht bei seinem Heldennamen, nicht „Tanzende Eule“ genannt, sondern er hieß für alle Zeiten die Citrone.

Als Lieutenant Brown am nächsten Morgen seinem Gefangenen einen Besuch abstattete, bemerkte er, daß dieser die ihm gebrachte Nahrung nicht angerührt hatte. Der Glaube an Marter war geschwunden und hatte entweder der Ueberzeugung Platz gemacht, daß er vergiftet werden sollte, oder in dem Wilden war der schreckliche Entschluß gereift, sich zu Tode zu fasten. Der Lieutenant erkannte die ganze Sachlage sogleich. Sollte er selbst von der Nahrung genießen, um deren Unschädlichkeit darzuthun? Das hätte den Gefangenen beschämt und ihn nur widerhaariger gemacht. Sofort fiel der Lieutenant auf das einzige anzuwendende Mittel. Neben andern Eigenschaften hatte Brown eine sehr respectable Fertigkeit in der Ausführung von Zauberkunststücken erlangt, welche damals am Mississippi unter der indianischen Bezeichnung „Hankey-Hankey“ bekannt waren. Nur wenige Kunstgriffe waren ihm fremd und lange Uebung hatte ihm eine Fingerfertigkeit gegeben, wie wenige Dilettanten sie erreichen. — Brown verschwand aus dem Dhsempferch oder Gefängniß, kehrte aber nach einer Stunde zurück, setzte sich dem Indianer gegenüber auf den Boden und redete denselben also an:

„Mein Bruder ist nicht“, bemerkte er als Einleitung, nicht im Dialect der Navajos sondern in dem eines benachbarten Stammes, welchen er mit ziemlicher Geläufigkeit sprach.

Er erhielt keine weitere Antwort als ein verächtliches „Hugh“, welches wie die Abkürzung eines indianischen Todtengesanges klingen sollte. Da der Lieutenant nichts anders erwartet hatte, setzte ihn diese Kürze nicht in Verlegenheit, sondern er zog aus seiner Tasche einen kleinen scharlachrothen Sack und fuhr fort:

„Solche Nahrung ist allerdings nicht passend für einen so tapferen Krieger, wie mein Bruder es ist; er soll essen, wie ich selbst esse, d. h. Nahrung, welche vom Großen Geist selbst gereicht wird.“ — Er schlug mehrere Male auf den

Sack, schüttelte ihn, um dessen vollständige Leere zu beweisen, und ihn emporhaltend fragte er:

„Glaubt die Tanzende Gule, daß nichts in dem Sack ist?“ — Die Tanzende Gule sah lange und starr auf das Säckchen, bis sie endlich mit einer zustimmenden Kopfbewegung erklärte, daß sie von der Leere des Säckchens überzeugt sei.

„Dann Bruder passe auf! Eins, zwei, drei!“ — Zu der Verwunderung des Indianers entrollten dem Sacke ein, zwei, drei Eier. Er gab seine Verwunderung durch äußere Zeichen nicht kund, aber gerade die Abwesenheit irgend eines der Verwunderung ähnelnden Gesichtsausdrucks bewies dem Lieutenant, welchen Eindruck er gemacht hatte. Er that die Eier in den Sack zurück und reichte letzteren der „Citrone“, — als diese hineinsah, waren die Eier verschwunden.

„Das thut nichts, ich werde sie schon wiederfinden“, rief Brown ermunternd, „der große Geist läßt seine Kinder nicht darben. Ha! da sind sie ja!“

Und zu dem nun unverhohlenen Erstaunen des Wilden zieht er die Eier, eins, zwei, drei aus dessen Nase hervor!

Mit der größten Fingerfertigkeit entlockte der Lieutenant hierauf dem Säckchen einen Antilopenbraten, schön geröstet, einem Laib Brod von Maismehl und eine Hand voll Baumbohnen! —

„Mein Bruder ist ein großer Medicinmann“, rief endlich der besiegte Indianer aus. „Aber“ — fügte er trocken hinzu: „Ich selbst habe den Medicinmann meines Stammes Büffel Fleisch aus dem Boden zaubern, und ein gebratenes Kaninchen aus seinem eigenen Rücken ziehen sehen!“

Den Teufel hast du! dachte Brown, sagte aber nichts. Es war ihm unbekannt, daß nach einer Chippeway Sage Manobozko durch Gebet und Buße Racoon-Braten aus seinen eigenen Gliedern ziehen konnte. Aber er wußte nun, daß er seine Absicht erreicht hatte. Denn nachdem der Indianer fast unbewußt an dem Laib Brod zu nagen begann, machte er sich auch plötzlich mit ungeheuerem Appetit über die Speisen her. Er aß Alles auf, und als die letzte Bohne verschwunden war, bemerkte er ganz beiläufig, daß er seit vier Tagen nichts zu sich genommen habe, als einen Lederrücken und einen Rüsselfrosch.

Nach Branntwein liebt der Indianer nichts mehr als Zucker. Als der Lieutenant daher zunächst dem Wundersäckchen eine Hand voll dieses köstlichen Stoffs entlockte, schmolz des Wilden Herz vollständig. Als er die Tanzende Gule so weit erweicht sah, brachte Brown aus seiner Tasche einen kleinen Becher mit mehreren kleinen Kugeln, mittels deren er eine Aufführung gab, welche der Große Geist nur wenigen Auserwählten offenbart hatte, während welcher die Kugeln plötzlich verschwanden, als ob sie von unsichtbaren Geistern entführt würden. — Der Eindruck, welchen alle die Cerimonien auf den Indianer

hervorbrachten, war jedenfalls ein bedeutender, er versicherte seinem Gesellschafter wiederholt, daß er ein sehr großer Medicinmann sei. Er setzte den Lieutenant aber einigermaßen in Erstaunen, als er demselben erklärte, daß er hinter das Geheimniß von ein oder zwei Zauberstücken gekommen sei; trotzdem bezeugte er dem Lieutenant noch dieselbe Verehrung, weil derselbe im Stande sei sie überhaupt zu produciren. Es kam nach und nach ans Licht, daß die „Citrone“ früher selbst zum Medicinmann angelernt werden sollte; die Erfahrungen der Lehrzeit hatten aber eher dazu beigetragen, ihn in allen Zauberkunststücken etwas Heiliges und Göttliches verehren zu lassen. Da Brown diese „religiöse“ Auffassung der Sache von Seiten des Gefangenen erkannte, versicherte er demselben, um den Indianer von der Macht der Bläßgesichter zu überzeugen, daß das, was er (Brown) leisten könne, bloßes Kinderspiel sei im Vergleich zu dem, was General Sharpeye auszuführen im Stande sei, daß derselbe nur mit Geistern und Göttern direct verkehre, von denen ihm zu jeder Zeit zwei Duzend von jeder Form und Größe zur Verfügung ständen.

Als der General erfuhr, daß er als ein großer Zauberer hingestellt worden sei, lachte er, und dann nach jener Pause von zwei Sekunden, von denen der Corporal zu erzählen pflegte, daß sie dem General genügten, um seinen Weg durch das größte Dilemma hindurch zu finden, lachte er noch einmal und erwiderte: —

„Allright! Bringt mir Euren Indianer, sagt ihm, daß ich ihm morgen einen richtigen Gott zeigen will — einen lebendigen erster Qualität!“ —

Die Verschmelzung von Taschenkunststücken mit religiösen Beziehungen regten beim General den Gedanken an, ein Schaustück, welches auf einer optischen Täuschung begründet war, zur Verwerthung zu bringen. — Beim Auspacken eines Koffers, welchen er denselben Morgen erhalten hatte, fand er nämlich ein Spielzeug, welches jedenfalls irrthümlicher Weise seinen Kindern in New-York entzogen und mit dem Koffer versandt worden war. Es war dies eine große französische Tanz-Marionette, eine solche, welche aufgezogen mittels Drahtsebern ihren Hals ausdehnt, daß sie einer Giraffe gleicht, die Arme und Beine in ungewöhnliche Dimensionen ausdehnt und streckt, sich windet, krümmt, die Augen rollt wie ein lebendes Wesen und die kühnsten Kunststücke von Akrobaten ausführt. Nach eingehender Prüfung wurde erklärt, daß gerade dieses Ding nach der Theologie der Navajos recht wohl für eine echte Gottheit angesehen werden könne. Mit Hülfe von etwas Tusche und Goldpapier gelang es Lieutenant Brown, dem Gesicht dieses Gottes ein überirdisches und furchtbares Aussehen zu verleihen. — Als Alles fertig war, wurde der Gefangene mit großer Feierlichkeit in ein dunkles Zimmer geführt, erhellt nur durch wechselndes Aufflammen von angezündetem Branntwein mit Salz ver-

mengt; das Licht gab dem ganzen Raum ein fremdartiges, gespenstisches Aussehen. Er wurde auf einen Stuhl gesetzt, vor ihm befand sich ein improvisirtes Theater. Langsam, feierlich und weich ertönte Musik, die einer der Offiziere hinter einem Vorhang auf einer Ziehharmonika ausführte, und während die „Citrone“ in Bewunderung um sich blickte und lauschte, erhob sich langsam der Vorhang und mit feierlicher Gravität erschien die tanzende Gottheit. Sowie letztere anfang ihre Sprünge zu machen, entdeckte der General auf dem Gesichte des Indianers einen ganz eigenthümlichen, plötzlich kommenden und verschwindenden Ausdruck. Er pflegte in späteren Jahren zu erzählen, daß die Geschichte des ganzen Krieges und Friedensschlusses auf dem einen Blicke des jungen Gefangenen ruhte. Schnell und erfahren, wie der alte Soldat war, die Gesichtsausdrücke von Indianern sofort zu verstehen, wußte er, daß er unabsichtlich an ein großes und tiefes Geheimniß des indianischen Gemüths gerührt hatte. Es war der Blick nicht der Ausdruck von bloßer Verwunderung mehr, sondern der des Entsetzens, ein dem Beobachter bekanntes, tiefes Geheimniß plötzlich vorgeführt zu sehen. — Und es war allerdings ein eigenthümliches Geheimniß, an dessen Erinnerung, durch einen Zufall, der Gefangene mächtig gemahnt wurde. Bei den Navajos herrschte die Sage, daß sie niemals bestegt werden könnten, bis nicht ein Feind ihnen gegenüber stünde, welcher den Tanz-Gott mit sich führte. Diese Gottheit war vor urdenklichen Zeiten den Navajos durch eine „mächtige Medicin“ geraubt worden, und würde, wenn zurückerlangt, einen heiligen Taktmann bilden, welche also recht eigentlich ihren Schutzgott vorstelle. — Der junge Indianer bewachte mit angestrengtem Eifer jede Bewegung der Marionette; aber die Bewegungen derselben, welche Kinder der civilisirten Völker zum hellsten Lachen gebracht hätten, erfüllten den Sohn der Wildniß mit unaussprechlichem Ernst und tiefer Verehrung. Er sammelte sich offenbar mit Aufmerksamkeit die Erinnerungen an jede einzelne Bewegung. — Nach Beendigung der Vorstellung wurde ihm ein gutes Pferd zur Verfügung gestellt, eine schöne wollene Decke und andere werthvolle Geschenke gereicht und dann wurde er mit der feierlichen Erklärung auf die offene Prairie geführt, daß wenn irgend ein Mitglied seines Stammes sich wieder ums Fort ertappen ließ, dieser sicherlich ganz auf dieselbe Art bestraft werden würde. —

Das Erste, was die „Citrone“ that, als er seinen Stamm erreichte, war, eine große Rathöverammlung zu berufen, an deren Feuer er Alles ihm Widersahrene wahrheitsgetreu mittheilte. Mancher möchte vielleicht annehmen, daß nach all den Erlebnissen des Zurückkehrten dieser von Seinesgleichen herzlich empfangen, vielleicht gar bewundert worden wäre. Dem war aber nicht so; im Gegentheil war sein Empfang sehr feindlicher Natur. Die Mehrzahl der um das Rathsfeuer Versammelten verlangten die sofortige Hinrichtung

des feigen Ausreißers. Man meinte, er habe die ganze Geschichte nur schlaun erfunden, um sie der vorhandenen Legende der hohen Gottheit anzupassen. Die „Tanzende Gule“ war in den Augen der Majorität dieser Tapfern durch die Feinde bestochen, um die Geschichte seinen Leuten aufzubinden. Die Beweise für diese Annahme waren das Pferd, die wollene Decke, die Geschenke und das nichts weniger als hungrige Aussehen des Erfinders der Lüge. „Denn,“ so sprach ein großer Häuptling, „warum sollten die Langmesser ihm alle diese Reichthümer geschenkt haben, wenn nicht für eine Dienstleistung? Warum hatten sie ihn, den Feind, nicht sofort am Marterpfahl verbrannt? Und wenn noch mehr verlangt würde seine Schuld zu beweisen, so solle man sich doch nur der insamen Lügen über einen Sack, Eier, Fleisch, Brod, Bohnen u. s. w. erinnern, Alles ja zu verächtliche Aufschneidereien, um nur einen Augenblick beachtet werden zu dürfen!“ Es sah sehr schlimm aus für die „Tanzende Gule“! Da wurde die Fluth der Entrüstung aber plötzlich abgelenkt durch das Eingreifen seines alten Lehrers, des Medicinmannes des Stammes. Er, der bei weitem Schlaueste unter den Versammelten, vermuthete, daß die „Gule“ wahrgesprochen hatte. Die Entdeckung dieses Umstandes wollte er aber ausbeuten, um seinen eignen Ruhm zu verherrlichen. Er allein glaubte an alle die erzählten Kunststücke, denn er hatte eine Anzahl ähnlicher Aufführungen auf seinem eignen Repertoire. Nur die Erzählung von der Vorführung der tanzenden Gottheit erfüllte ihn mit äußerster, professioneller Bewunderung. Er äußerte daher die Ansicht, daß es zweckentsprechend sein möchte, vor Abschachtung der „Tanzenden Gule“ eine Deputation zu den Langmessern zu senden, damit diese sich vom Sein oder Nichtsein der tanzenden Gottheit überzeuge. Wenn diese Abgesandten die Gottheit zu Gesicht bekommen sollten, wäre der Gefangene natürlich in Freiheit zu setzen und ein großer Krieger dem Stamm erhalten, war das aber nicht der Fall, so hätte man ja noch vollauf Zeit, nach der Rückkehr der Deputation den Uebelthäter hinzurichten. Er schloß, indem er sich selbst als den Führer dieser gefährvollen und wichtigen Expedition freiwillig zur Verfügung stellte. Das Gerechte und Weise dieses Vorschlags wurde denn auch fast einstimmig anerkannt, und zwei Tage später erhielt General Charpeye die angenehme Meldung, daß die Häuptlinge der Navajo's eine Unterredung mit ihm wünschten. Die Unterredung wurde gewährt. Der General war erstaunt, wie sehr die Wilden sich bemüht hatten, ihrerseits den Verhandlungen einen großartigen und feierlichen Charakter zu geben. Nachdem die große Berathung eine Zeit lang gedauert, kam es ans Licht, daß die Indianer nicht gekommen waren, um Frieden zu erbitten, sondern um den Tanz-Gott sehen zu können.

„Das ist es, — so, so“, sagte der General zu Lieutenant Brown; „ich habe mir's gleich gedacht, als ich die Augen dieser „Citrone“ blißen sah. Ich

sage Euch, Brown: dahinter steckt ein tiefes Geheimniß, und wir müssen das Orakel mit Vorsicht arbeiten lassen. Sagt ihnen, daß sie drei Tage auf eine Antwort warten müßten, behandelt sie gut, gebt ihnen genug zu essen, und zeigt ihnen unterdessen einige von Euren Kunststücken.“

Am dritten Tage, waren die Häuptlinge der Navajos überzeugt, daß der Lieutenant ein großer Medicinmann sei, und Niemand war wärmer in seinem Lob als der große Medicinmann der Wilden selbst. Zwischen diesen beiden Künstlern stellte sich rasch die feine Fühlung von Kunstgenossen her; Keiner verrieth den Andern, so daß die Deputation, zwischen dem künstlerischen Zauber-Doppelkreuzfeuer der Beiden, in kurzer Zeit in einen Zustand blinder Gläubigkeit und Bewunderung versetzt wurde. Aber als die Aufführungen sich zu dem Stückchen auf dem Seile verstiegen, das durchschossen worden, als die Zauberei sich bis zum Selbstklöpfen, zur Sphinx und endlich einer sehr guten Laterna magica aufschwangen, da konnte nichts die hervorgerufenen Eindrücke beschreiben. Als die drei Tage verstrichen waren, wurde der Deputation mitgetheilt, daß die Gottheit sich hatte sprechen lassen, daß die Abgesandten aber noch weitere zehn Tage warten müßten, bevor sie sich ihnen zeigen wolle. Sie sei zornig über ihre rothen Kinder, weil sie Krieg führten! Am zehnten Tage endlich wurde die Deputation mit Feierlichkeit und großen Ehren empfangen. Das verdunkelte Zimmer war mit Blumen reich geschmückt, Räucherkerzen verbreiteten einen wohlthuenden Geruch; Alles war von Lieutenant Brown in solcher Weise arrangirt worden, um aufs Tiefste auf die Söhne der Wildniß einzuwirken. Wie der Tanz-Gott endlich erschien, und seine Evolutionen ausführte, geschah es einem so eifrigen, ehrfurchtsvollen Auditorium gegenüber, wie nie eine Prima Donna sich dessen zu erfreuen hatte.

Der Friede wurde sofort geschlossen, aber unter einer Bedingung, daß nämlich General Sharpeye sich verpflichtete, Zeit seines Lebens im Lande der Navajos zu bleiben und mit der größten Sorgfalt die tanzende Gottheit zu behüten. Diese Bedingung wurde bereitwillig angenommen, und Jahre lang beiderseits treulich gehalten. Es war und blieb Friede im Land.

Nach einigen Jahren aber sehnte sich der General doch danach, einmal die Seinen in der fernern Heimath wiederzusehen, und erbat und erhielt zu diesem Zwecke einen sechsmonatlichen Urlaub. Er hoffte, still entzwischen und wieder zurückkehren zu können, ohne daß die Navajos seine Abwesenheit nur merken würden. Aber in dieser Hoffnung hatte er sich sehr geirrt. Der General hatte keine Ahnung, wie eifersüchtig das Heiligthum der Navajos bei Tag und Nacht bewacht wurde, wie Alles, was nur irgend wie mit demselben in Beziehung stand, sofort dem großen Rathe der „Nation“ gemeldet wurde. Der General schien vom Tage des Friedensschlusses an ein geweihtes

Leben zu haben. Wenn er jagte und ein Büffel sich plötzlich gegen ihn wild umwandte, dann erschien geheimnißvoll, wie aus der Erde gezaubert, eine dunkle Gestalt, welche mit einem Pfeil das wilde Thier durchbohrte. Als der General sich einmal leicht erkältet hatte und demzufolge das Zimmer hüten mußte, trauerte die ganze Nation der Navajos in Sack und Asche; sie war schon im Begriff ihre sämtlichen Pferde zu tödten, als Lieutenant Brown durch einen seiner treffenden Rathschläge dieses schreckliche Sühnopfer tiefer Trauer dadurch vermied, daß er versicherte, der Zorn der Gottheit sei viel schneller besänftigt, wenn die Navajos ein oder zwei Duzend der Thiere dem Wächter der Gottheit lebendig zum Opfer schicken würden. Da der indianische große Medicinmann vollkommen derselben Ansicht war, so wurde der Rath sofort freudig befolgt.

Aber nun nahte ein Sturm. Das erste Anzeichen davon war die Mittheilung der „Citrone“, daß, sowie der General abreise, dieses Ereigniß das Signal zum Beginn eines so furchtbaren Krieges gäbe, wie die Navajos ihn noch nie geführt hätten. An der Wahrheit dieser Bethuerung konnte nicht gezweifelt werden. Da aber das wirkliche Object der Verehrung und auch des Friedensvertrages nicht der General selbst, sondern die „Tanzende Gottheit“ war, so verfiel Ersterer, mit Hülfe des Lieutenant Brown bald auf ein Auskunftsmittel, den drohenden Sturm der aufgeregten Indianer abzuwenden.

In der Nähe des Forts lebte eine kleine Abtheilung vom Stamme der Pimos. Diese Indianer, wie auch die Pueblos zeigen noch heute manche Spuren ihrer alten mexicanischen Abkunft und beweisen dieselbe durch eine eigenthümliche Halb-Civilisation. Ihre Häuser und Dörfer sind von einer besseren Construction als es sonst bei Indianern getroffen wird, und sie zeichnen sich aus durch ihre Weberei und Töpferei. Ein katholischer Priester hatte einst sich unter diesen Pimos eingefunden und dieselben mit Leichtigkeit dazu bewogen, Christen zu werden und eine Kapelle zu erbauen. Der Geistliche war bald darauf in einem Kriege gefallen, die Pimos aber hielten noch fest an der Capelle und an den Erinnerungen, welche sie von ihrer „Religion“ behalten hatten. Diese Religion war mit der Zeit ein eigenthümlicher Glaube geworden; der Hauptglaubenssatz war, daß solange die Kapelle stehe, ihre Ernten reichlich ausfallen würden, und daß der Erfolg der großen Büffeljagden davon abhängen würde, daß ein Priester in der Kapelle angestellt sei, um für deren Gelingen zu wirken. Die Gebräuche waren eine Verschmelzung des alten sonnenbetenden blutigen mexikanischen Cultus und des Ritus der katholisch-christlichen Religion, sie waren gerade dazu angethan, den gelehrtesten Ethnologen zu verwirren, aber auch zu entzücken. Der damalige Inhaber des hohen Priesteramtes dieser Kapelle war halb Indianer, halb Mexicaner,

aber ein vollendeter Strolch, der sich auf irgend eine Art und Weise hinein-  
gesalbt hatte, um auf diese leichte und bequeme Art seine Existenz zu fristen.

In einer feierlichen Zusammenkunft der beiden Stämme der Navajos und Pimos wurde beschlossen, die hohe „Tanzende Gottheit“ sicher in dieser Kapelle zu verwahren; beide Stämme wollten sich hinfort in die Anbetung der Gottheit theilen; die Pimos verpflichteten sich feierlichst, dieselbe zu verwahren und zu schützen und Alles zu thun, was derselben angenehm sein möchte. Gegen diese Beschlüsse erhob sich nur eine Stimme und zwar die des Paters der Kapelle, Jose Maria Jhltipuzlittl, welcher bezweifelte, daß der Cultus des Tanz-Gottes mit der christlichen Religion in allen Beziehungen zu vereinigen sei. Aber jedenfalls, möge diese Frage bejahend oder verneinend beantwortet werden, solle man bedenken, welche außerordentliche Vermehrung an Mühen, Sorgen und Ausgaben durch diesen Zuwachs der Heiligen den Pimos und ihm selbst entstünden. — Hierauf antwortete in langer Rede und mit großer Feierlichkeit der große Medicinmann der Navajos. Schon sein Erheben vom Sitze geschah langsam, überlegt und feierlich imponirend daß man wohl erwarten konnte, das nun Folgende werde nicht nur würdevoll sondern auch niederschmetternd sein. Nachdem er den geehrten Vorredner dessen Unbedeutendheit ihm selbst gegenüber ruhig aber ausreichend dargelegt hatte, sagte er: „Da eine meiner geringsten Eigenschaften die Allwissenheit ist, so ist es eine Freude für mich, auf die Fragen meines würdigen Kollegen genügende Antwort ertheilen zu können. Die Frage ist: „enthält des Bläßgesichts Zauberwerks einen Tanz-Gott?“ Nein es ist, wie alle wohl wissen, der echte Tanz-Gott selbst. Der Gott, von welchem unsere Sagen und Traditionen sprechen, ist ihnen nun durch die Freunde, die Langmesser, zur Bewachung angeboten. Aber, abgesehen von Allem, so ist, denke ich, auch hier der Satz richtig: wer eine Büffeldede prüfen will, muß sie umlegen! Laßt die tanzende Gottheit im Tempel der Pimos aufbewahrt werden und läßt sie sich nicht gut an, so kann man dieselbe dann immer noch aus dem Tempel hinauswerfen. Ich bedauere unendlich, die Unwissenheit meines Bruder-Medicinmannes in Sachen seines eigenen Cultus aufdecken zu müssen. Derselbe scheint die ersten Maximen der christlichen Religion vergessen zu haben: „Liebet Euch unter einander u. s. w.“ Glaubst Jemand, daß wenn die Götter das befehlen, sie selber sich gegenseitig anfeinden werden? Hugh! Wenn es nicht anders angeht, würde ich mich genöthigt sehen, selbst das Amt meines Bruder-Medicinmanns mit zu übernehmen, und der erste Schritt, den ich dann als Navajo-Pimo-Medicin-Pater thun müßte, wäre meines Bruder-Mediciners Skalp zu nehmen und den vereinigten Göttern zum Opfer zu bringen!“

Es braucht nicht besonders betont zu werden, daß diese Rede die Frage

entschied. Der Tanz-Gott wurde in feierlicher Procession nach der Kapelle der Pimos getragen, wo er noch vor Kurzem, und vielleicht jetzt noch, alle Ehrenbezeugungen empfängt und mit heiligen Sprüngen und haarsträubenden Wendungen belohnt. Es muß nur noch erwähnt werden, daß zwar längst bei einer Untersuchung die Spiralen in der Puppe, sowie der ganze Mechanismus überhaupt entdeckt wurden, diese Entdeckung aber keineswegs die Verehrung für die Puppe verminderte. Es war Alles — „Medicin“! — Eine große Medicin; die erste Wirkung war Alles, — die Mittel zur Anwendung derselben aber waren Nichts! — R. Bl.

## Aus der holländischen Hauptstadt.

Von Friedrich Lampert.

### 1.

Es ist nicht unwahr oder übertrieben, wenn man sagt: holländische Städte sind nur einmal da in der Welt. Ihre Eigenart hat keinen Vergleich, und wenn diese nur in dem „Geschneigelten und Gebügelten“ besteht, das schon die Außenseite der Häuser an sich trägt. Wie merkwürdig sehen dann diese noch außerdem sich an! Die schmale Vorderseite, die mit der oft sechs Stockwerke betragenden Höhe in gar keinem Verhältniß steht; der wie künstlich angeklebte, etwas an unsere mittelalterlichen Bauten erinnernde Dachgiebel, der schwarzroth glänzende Ziegelbau mit den weiß gefalkten Fugen, die kolossalen, in fleckenloser Reinheit blitzenden Fallfenster mit den den etwas neugierigen Holländerinnen unentbehrlichen „Spions“ (Spiegeln), die bald dunklen, bald grellen Farben der lackirten Thüren und Fensterrahmen, die von der geringen Breite bedingte rasche Aufeinanderfolge der Häuser, in denen wieder, wenigstens in den untern Stockwerken, fast kein Zwischenraum zwischen den einzelnen Fenstern ist, so daß oft eine ganze Straße wie ein ungeheurer Glaskasten erscheint, — das findet sich nirgends anders so, aber so in Utrecht, Harlem, Delft, Leyden, Amsterdam, kurz in jeder holländischen Stadt. Dazu kommt das Ineinander von Land und Wasser, Straßen und Canälen, das holländische Amphibienleben auch mitten in den Städten. Das könnte man nun ähnlich auch in der Wasserstadt par excellence, in Venedig, finden. Aber dort füllen die Canäle den ganzen breiten oder schmalen Raum zwischen den Häusern und nur mühsam zwängt sich hier und da ein schmaler, schlüpfriger Steintritt an letztern hin: in Holland aber läuft auf beiden